

Prälatin Gabriele Wulz

Kirche der Freiheit / Wachsende Kirche in Ulm – einige Anmerkungen zu einem kontroversen Thema

1. Wachsende Kirche.

In der evangelischen Kirche ist einiges in Bewegung geraten. Das Gefühl, daß es nicht einfach weitergeht wie immer, befällt Christenmenschen besonders aber Gremien zur Zeit regelmäßig. Daß sich strukturell und grundsätzlich etwas verändern muß, wird jedes Jahr – es ist wie ein Ritual - bei den Haushaltsberatungen beschworen. Und zwar auf allen Ebenen: Auf der Ebene der Kirchengemeinde, der Gesamtkirchengemeinde, des Kirchenbezirks, der Landessynode, der EKD.

Keine Frage: Die Welt der Wirtschaft und der Finanzen zwingt uns, über uns nachzudenken --- und mehr noch: sie zwingt uns zu überlegen, was wir tun und wie wir es tun.

Aber manchmal denke ich auch, es ist der heilige Geist selbst, der uns aufgrund der konjunkturellen Schwankungen – der Globalisierung, der Steuerpolitik und dem Kaufverhalten der Menschen geschuldet – dazu bringt, unser Kirche- und Gemeindesein aus babylonischen Gefangenschaften zu befreien, neu zu denken und neu zu gestalten.

Natürlich kenne ich, natürlich kennen Sie alle die Ketten und Fesseln:

Da gibt es juristische, anstellungsrechtliche, versorgungsmäßige, anspruchliche und selbstgenügsame, larmoyante und resignierte, politische und ökonomische zu Hauf.

Und diese Ketten und Fesseln sind von einer unglaublichen Festig- und Zähigkeit. Wobei – das sei nur in Klammern gesagt – diese Zähigkeit uns auch davor bewahrt, Dinge zu schnell aufzugeben und zu leichtfertig über Bord zu werfen. Ich erinnere deshalb in diesem Zusammenhang gerne an ein Wort aus dem Talmud:

Wenn die Jungen sagen, laß uns aufbauen, dann folge ihnen nicht. Wenn die Alten sagen, laß uns einreißen, dann folge ihnen. Denn das Aufbauen der Jungen ist Einreißen und das Einreißen der Alten ist Aufbauen.

Wie auch immer die dialektischen Beziehungen zwischen Einreißen und Aufbauen formuliert werden --- eines ist auf jeden Fall angesagt:

Und das ist, daß derzeit aktiv dafür geworben wird, nicht in Resignation oder Selbstgenügsamkeit zu verfallen.

Ich zitiere Bischof Huber, der in seinem Vorwort zu „Kirche der Freiheit“ schreibt:

„Bei einem aktiven Umbauen, Umgestalten und Neuausrichten der kirchlichen Arbeit und einem bewussten Konzentrieren und Investieren in zukunftsverheißende Arbeitsgebiete wird ein Wachsen gegen den Trend möglich.“

Die württembergische Landessynode hat sich schon vor „Kirche der Freiheit“ auf diesen Weg gemacht, eine Synodaltagung zum Thema „Wachsende Kirche“ veranstaltet, eine Projektstelle eingerichtet und einen Prozeß in Gang gesetzt, der mit einem Kongreß „Wachsende Kirche in Württemberg“ einen vorläufigen Höhepunkt oder besser gesagt: Doppelpunkt finden soll.

Das Projekt „Wachsende Kirche“ versteht sich als Ermutigungsprojekt, das Glauben und Zuversicht in den Gemeinden und Einrichtungen unserer Landeskirche fördern will.

Derzeit fördert die Landeskirche ein Gemeindeentwicklungsprogramm, an dem sich 5 Gemeinden unserer Landeskirche beteiligen. Wichtig erscheint mir, daß bewußt die Verbindung zum „Notwendigen Wandel“ gesucht – und vielleicht sogar gefunden wird.

Wer sich da nun ganz Außerordentliches erwartet, wird wahrscheinlich etwas enttäuscht werden.

Das Vorgehen ist eher schlicht:

1. Zunächst geht es darum, die Situation einer Gemeinde wahrzunehmen (also: sehen zu lernen),
2. dann Ideen zu sammeln für neue Wege und
3. schließlich konkrete Projekte anstoßen.

Ich zitiere aus dem Internetauftritt der Projektstelle: „Eine Kirche, die das Wachstum will, wird darauf hinarbeiten, daß ihre Glieder des eigenen Glaubens gewiß werden und die Sprachfähigkeit in Glaubensfragen einüben. Sie wird spirituelle Räume suchen, entdecken und schaffen, in denen Menschen zum Glauben kommen und im Glauben wachsen.“

Auch wenn sich zur Zeit alle einig scheinen und ein breites Bündnis für das Vorhaben einer „wachsenden Kirche“ geschmiedet ist, so bekenne ich, daß ich diesem ganzen Vorhaben mit einer gewissen Ambivalenz gegenüber stehe.

Und diese Ambivalenz wird sich durch meine Ausführungen ziehen.

Das macht das Zuhören anstrengend. Ein „sowohl – als auch“, ein „Ja- aber“ ist immer anstrengender als eine glühende Rede, mit der ich um Zustimmung werbe.

Ich hoffe dennoch, daß es erträglich wird und sich die eine oder andere Anregung fürs Gespräch heute oder die Weiterarbeit im KGR oder im Gesamtkirchengemeinderat ergibt.

2. Anmerkungen zum Leitbegriff des Wachstums für die kirchliche Entwicklung

Natürlich spielt in den Gleichnissen Jesu das Bild vom Wachstum eine große Rolle. Sie alle kennen das Gleichnis vom Senfkorn, vom vierfachen Ackerfeld, von der selbstwachsenden Saat und hoffentlich auch das vom Unkraut unter dem Weizen, aber das sind nun allesamt Gleichnisse für das Reich Gottes.

Mit dem Reich Gottes verhält es sich so und so ... So beginnen die Gleichnisse Jesu und damit ist deutlich gemacht, daß das Reich Gottes nicht von Menschen ins Werk gesetzt wird, sondern von Gott selbst.

Allen Kämpfern für das Reich Gottes und allen, denen die Reinheit der Gemeinde besonders am Herz liegt, wird auf diese Weise ins Stammbuch geschrieben, daß ihre Aktivitäten und ihre Visionen nicht ausschlaggebend sind und das Wachstum weder befördern noch hindern.

Und wem die Schilderung der ersten Gemeinden aus der Apostelgeschichte mit ihrem gigantischen Wachstum – 2000 ließen sich beim ersten Pfingstfest taufen – besonders am Herz liegt, der muß neben der historischen Distanz auch den programmatischen Charakter der Apostelgeschichte zur Kenntnis nehmen. Die Apostelgeschichte ist als Geschichte des Triumphes geschrieben --- als Geschichte des Siegeszugs des Evangeliums durch das Römische Reich von Jerusalem bis an die Enden der Erde. Daß da manches auf der Strecke bleibt, was nicht dazu paßt, ist verständlich. Davon können wir dann in den paulinischen Briefen lesen.

Aber nicht nur deshalb geht das einfache „zurück“ zum Ursprung, zu den Quellen so einfach eben nicht.

Es kommt dazu, daß wir eine lange Geschichte hinter uns haben, daß wir Trümmer auf Trümmer angehäuft haben und vielfältige Lasten mit uns herumtragen. Eine Ursprungsverliebtheit, so attraktiv sie auch sein mag, ist romantisch und hat wenig mit der Realität zu tun.

Wenn wir uns dessen nicht bewußt sind, dann werden wir eigenen Träumen nachlaufen, aber an der Wirklichkeit scheitern.

Dabei ist mir sehr bewußt, daß Verlust an Zahl und Bedeutung immer kränkend ist. Menge und Masse sind immer verlockend. Die Menschen gehen dahin, wo der Erfolg mit Händen zu greifen ist. Demgegenüber bietet unsere Kirche, demgegenüber bieten unsere Gemeinden wenig für Erfolgsverwöhnte und Erfolgsfixierte.

Und dennoch habe ich in meinem Beitrag auf der Synodaltagung ganz bewußt davon gesprochen, daß wir im Zusammenhang mit „wachsender Kirche“ der Versuchung des Zählens widerstehen sollten. Denn im Zählen liegt die Gefahr der Instrumentalisierung der Menschen. Wenn Familiengottesdienste nur deshalb gefeiert werden, damit wir Menschen in die Kirche bekommen, dann ist das eine Funktionalisierung des Gottesdienstes und der Menschen, die wir nicht mitmachen sollten. 5% Steigerung des Gottesdienstbesuchs sieht die EKD-Studie in den nächsten Jahren vor. Ganz abgesehen davon, daß man das so einfach nicht machen kann, ist damit an den Gottesdienst eine Meßlatte gelegt, die ihm nicht entspricht.

Das heißt nicht, daß man sich selbstgenügsam im kleinsten Kreis einmauern sollte (für mich immer noch das schlagendste Beispiel aus meiner eigenen Studierendenzzeit: die ESG in Berlin bestehend aus einem Freundeskreis, der 7 Personen und einen Pfarrer umfaßte).

Aber das heißt – positiv gewendet: Wir leben und arbeiten im Vertrauen darauf, daß Gott seine Kirche erhält – und in dieser Haltung der Freiheit feiern wir Gottesdienst. Verdient haben wir das nämlich nicht. Ich halte es vielmehr noch immer für das größte Wunder, daß es noch nicht aus ist mit uns und mit dieser Kirche. Dementsprechend sollten wir uns gelassen an die Arbeit machen und wissen, daß man Glaube, Liebe und Hoffnung nicht machen kann. Glaube, Liebe und Hoffnung sind Früchte, sind Geschenk des heiligen Geistes. Früchte, die wachsen sollen und an denen man uns erkennen kann.

So ist es mir deutlich wohler, wenn wir bei „wachsender Kirche“ nicht immer an Zahlen denken, sondern vor allem auch ein qualitatives Wachstum vor Augen haben.

In einem EKD-Papier zu den „Missionarischen Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen“, an dem ich mitgearbeitet habe, heißt es zum Wachstumsbegriff als Leitbegriff für die Beurteilung der kirchlichen Arbeit in ländlichen Räumen

„Dieser Begriff wurde bewußt gewählt, um die kirchliche Arbeit nicht an der Wahrung ihres Bestandes, sondern an ihren verheißungsorientierten Möglichkeiten auszurichten. Er steht der Tendenz zu einer depressiven Selbstbezüglichkeit entgegen und zielt auf ein am Auftrag der Evangeliumsverkündigung orientiertes Sendungsbewußtsein.“

In diesem Sinne wäre „Wachstum“ nicht als ein rein quantitatives Geschehen zu verstehen, sondern im Sinne von „über sich selbst hinausdenken“, „über sich selbst hinausleben“ und damit eine Befreiung aus den Verstrickungen, die wir aus unserem Alltag so gut kennen.

Wachstum wäre dann – und zwar in erster Linie - Orientierung an der Aufgabe und an dem Auftrag --- und nicht an den gewachsenen Beziehungen, von denen Gemeinden leben und an denen sie manchmal auch schier ersticken.

Wenn unter dem Begriff „Wachstum“ dieses mitgehört und mitverstanden würde (ich bezweifle es, weil das Zählen und Rechnen, das Quantifizieren und Abmessen uns so viel näher liegen), dann könnten sich daraus in der Tat interessante Perspektiven für eine Gemeinde und für eine Kirche ergeben.

Denn dann müßten wir uns zuerst darüber verständigen, in welcher Zeit wir leben und was das für unseren Auftrag bedeutet.

Der Auftrag ist klar: In alle Welt gehen, taufen und die Menschen lehren, das zu halten, was Jesus befohlen hat, und das nicht, weil wir das so lustig und unterhaltsam finden, sondern weil Jesus Christus alle Macht hat im Himmel und auf Erden und weil wir keinen anderen Herren dienen, außer ihm.

Aber wie kommen wir in dieser Zeit, in unserer Stadt diesem Auftrag nach? Wie buchstabiert er sich aus? Wie konkretisiert er sich? Wie wird er erlebt und erfahren? Und wie gehen wir damit um, daß wir immer Zeugen gegen uns selber sind?

Das sind die Fragen, denen ich nun im Folgenden nachgehen möchte. Dabei beschränke ich mich auf Andeutungen und Skizzen, die jeweils einer ausführlicheren Betrachtung würdig wären.

3. In welcher Zeit leben wir?

a) Die demographische Entwicklung in Deutschland

ist derzeit in aller Munde. Sie muß für so ziemlich alles herhalten. Weil viel zu wenig Kinder geboren werden, deshalb ist ein gesamtgesellschaftlicher Rückbau, ein Down-sizing, angesagt. Dazu kommt, daß immer mehr Menschen immer älter werden. Der Bundespräsident gratuliert den 100-Jährigen schon längst nicht mehr zum Geburtstag ...

Die EKD rechnet – aufgrund der Zählungen des Bundesamts für Statistik - mit einem Rückgang der Gesamtbevölkerung bis 2030 um 6%. d.h. um 5 Millionen. Daraus ergibt sich ein Rückgang der Mitglieder der evangelischen Landeskirchen um rund ein Drittel – von heute 26 Millionen auf 17 Millionen. Besonders die östlichen Gliedkirchen sind stark betroffen. Im Südwesten ist das

Szenario nicht ganz so extrem. Für Württemberg rechnet die EKD mit einem Rückgang auf 85% im Jahre 2030. Andere trifft es weitaus härter.

Das Durchschnittsalter wird steigen: von heute 44 Jahre auf 50 Jahre, z.T. noch darüber. Der Anteil der über 60- Jährigen Mitglieder wird sich von 31,3% auf 41,5% erhöhen.

In Ulm stellt sich der Trend – bis zum Jahr 2015 vorausberechnet – etwas anders dar. Die Gesamtbevölkerung wird um 5,6 % steigen. Allerdings wird der Anteil der Kinder und Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung deutlich zurückgehen (und zwar für die einzelnen Altersgruppen im Bereich zwischen 4 und 9%). Gleichzeitig wird der Anteil der Älteren deutlich ansteigen: Dabei wächst die Gruppe der über 85-Jährigen um knapp 41% an.

b) Flexibilität und Mobilität

Richard Sennetts Untersuchungen zum „flexiblen Menschen“ und zur „Kultur des neuen Kapitalismus“ machen deutlich, dass „Flexibilität“ und „Mobilität“ die Zauberwörter des neuen Kapitalismus sind. Der Verzicht auf langfristige Beziehungen und Absprachen, die Anforderung, seine Qualifikationen und das einmal Erlernte immer wieder über Bord zu werfen, und die Herausforderung, von liebgewonnenen Gewohnheiten bereitwillig Abschied zu nehmen, sind Eigenschaften, die – so Sennett – die Menschen heute einfach mitbringen müssen.

Die meisten Menschen aber sind aus einem anderen Holz geschnitzt: Sie freuen sich an einer erzählbaren Biographie, sie sind stolz, bestimmte Dinge gut zu können, und legen Wert auf die Erfahrungen, die sie in ihrem Leben gemacht haben.

Die Anforderungen, die Idealbilder unserer Gesellschaft und unserer Ökonomie verletzen viele Menschen – auch in der Kirche.

Und wir müssen uns gut überlegen, wenn unsere Programme und Aktivitäten ganz auf „Kirche bei Gelegenheit“ und auf „Kirche im Vorübergehen“ angelegt werden oder ob es nicht notwendig ist, andere Formen der Beheimatung innerhalb einer Kirchengemeinde anzubieten.

c) Die Ungleichheit in unserer Gesellschaft nimmt zu.

Die Schere geht auf. Die Verwerfungen sind mit Händen zu greifen. Die Bildungschancen sind ungleich verteilt. Bildung wird zum neuen Fetisch für die Mittelschicht, die sich vom Absturz bedroht sieht. Dabei wird übersehen, daß uns die Arbeit „ausgeht“.

Der Satz: Wer sich nur genügend anstrengt, wer genügend Deutsch lernt, wer sich ausdrücken kann in Schrift und Wort, wer Fremdsprachen spricht und mit dem Computer versiert umgehen kann, der wird, der kann doch nicht scheitern, ist eben nur sehr bedingt wahr.

Die Erfahrung, die Mitarbeitende in der Diakonische Bezirksstelle machen, sieht durchaus anders aus.

Das Thema „Armut“ ist längst in den Kirchengemeinden angekommen, wird aber nicht wahrgenommen. In Schwäbisch Gmünd sagten mir die Diakone, die neben ihrem Gemeindeauftrag auch in der Diakonischen Bezirksstelle arbeiten und deshalb ganz direkt sozialarbeiterisch tätig sind (übrigens mit einer außerordentlich hohen Berufszufriedenheit): Die Gemeinden merken gar nicht, wenn sie alles ausschließen – vor allem mit ihrer Art, Gemeindefeste zu feiern und mit ihrer Art und Weise, dezent zu verstehen zu geben, welche Themen tabu sind. Solche diakonischen Augenöffner brauchen Kirchengemeinden ganz dringend ...

Nicht die 7. Erbauungsschleife drehen, nicht das nächste Gemeindegrowthprogramm auflegen, sondern den Ort kennenlernen, an dem man lebt, verstehen, wie die „Menschen ticken“, kapierten, was sie brauchen. Es ist m.E. ein großer Fortschritt, daß die Ausbildung der Vikare und Vikarinnen mit einer Sozialraumanalyse beginnt und so junge Pfarrer und Pfarrerrinnen ermutigt werden, sich nicht als Einzelkämpfer zu begreifen, sondern in und mit ihrer Gemeinde in ein Gesamtsystem eingebettet sehen.

Dennoch gehört es für mich noch zu den am schwersten zu verdauenden Eindrücken bei Visitationen, wie sehr die Gemeinden mit ihren Leitungsgremien mit sich beschäftigt sind und kaum etwas von dem wahrnehmen, was sonst in der Kirche geschieht bzw. was an Angeboten vorgehalten wird. Es ist so viel leichter zu rasonieren und gekränkt zu sein, daß z.B. die Jugendarbeit nicht mehr so funktioniert wie vor 20 oder 30 Jahren oder daß es keine Diakonissen mehr gibt, die alles gemacht haben, als sich mit den realen Gegebenheiten auseinanderzusetzen und

zu schauen, wo heute Unterstützungssysteme und Vernetzungsmöglichkeiten wären, die Kirchengemeinden in Anspruch nehmen könnten bzw. in denen sie eine Rolle spielen müßten. Die Selbstgenügsamkeit von Kirchengemeinden gegenüber dem Gemeinwesen ist von Heidenheim bis Schwäbisch Gmünd mit Händen zu greifen.

Meiner Beobachtung nach entscheidet sich an der Frage nach den Kindergärten zunehmend, ob eine Kirchengemeinde begreift, daß sie einen gesellschaftlichen und sozialdiakonischen Auftrag hat, oder ob sie lediglich ein religiöser Weltanschauungsverein sein will.

d) Die Verführung der einfachen Lösung

Angesichts der komplexen Lebensumstände und Lebensverhältnisse steigen immer mehr Menschen aus. Wenn alles immer schwieriger, komplizierter, differenzierter wird, wird der Ruf nach Vereinfachung laut: Die Steuererklärung auf dem Bierdeckel, die all-inclusive-Angebote, die Rundum-Sorglos Versicherungsabschlüsse – und das Evangelium light. Und vielen, die sich in der Kirchengemeinde in den Gremien engagieren, geht die Komplexität der Probleme, die sie dabei erwarten, auf die Nerven und auf den Geist. Die Apostelgeschichte kannte noch keine KAO und keinen TVÖD, von den Ziselierungen des Arbeitsrecht ganz zu schweigen. Die Apostel hatten eine erheblich geringere Lebenserwartung als Pfarrer und ihre Frauen und waren schon zufrieden, wenn sie irgendwo aufgenommen wurden und sie nicht gleich den Staub wieder von den Füßen schütteln mußten.

Jesus hatte keine Höhle, kein Haus, um zu übernachten, während man in Ulm doch ziemlich stolz darauf ist, einige markante Gebäude im Besitz der Gesamtkirchengemeinde zu haben.

Wer nun meint, die anstehenden Veränderungsprozesse im Handumdrehen hinzukriegen, Satzungsänderungen durchzusetzen, Gremien zu verschlanken, Entscheidungsprozesse abzukürzen, der wird die Erfahrung machen, daß genau in diesem Augenblick eine große Liebe zur Gremienarbeit, zur Vielzahl der Sitzungen, zur umfassenden Meinungsbildung entbrennen wird ... Einfach ist schon schön. Aber die Interessen sind unterschiedlich, und es gehört zu einer demokratischen Kultur, auf die wir übrigens aus ein bißchen stolz sein dürfen, daß Interessengegensätze ausgetragen werden und daß der Ruf nach dem Machtwort in der evangelischen Kirche allenfalls die Predigt sein könnte, die auf Einsicht und Umkehr der Herzen zielt. Nicht mit Gewalt, sondern mit der Überzeugungskraft des Wortes allein.

e) Der religiöse Markt

ist unübersichtlicher geworden. Und während die einen die Renaissance der Religion feiern, wollen die anderen am liebsten alle Religion ins Private verdrängen. Eine evangelische Kirche wird auch an dieser Stelle zur Nüchternheit mahnen: Die zivilreligiösen Phänomene sollten uns nicht in Begeisterung versetzen. Aber genau so wenig sollten wir Anlaß dazu geben, das Recht auf aktive Religionsausübung einzuschränken. Daß dazu gehört, die jeweilig andere Religion in ihrem Selbstverständnis, aber auch sich selbst ernstzunehmen, hört sich zuerst einfach an, ist aber in den konkreten Situation erst noch durchzubuchstabieren. Dabei ist ein allgemeiner Toleranzbegriff wenig hilfreich. Und je intensiver sich die Nähe gestaltet, umso konkreter werden die Anfragen und die Herausforderungen.

4. Evangelische Kirche in Ulm und um Ulm herum

Sie haben es natürlich gemerkt: Ich bin schon immer wieder in die Überlegungen hineingerutscht, was derzeitige gesellschaftliche Entwicklungen für die evangelische Kirche in Ulm und um Ulm herum bedeuten könnte.

Ich möchte an dieser Stelle nur zwei Themen – jetzt spezifisch auf Ulm bezogen - etwas vertiefen: Das ist zum einen das Thema: Parochie/Teilkirchengemeinde im Verbund mit der Gesamtkirchengemeinde.

Und zum anderen: Die Balance zwischen Stadt und Land

a) Parochie, Teilkirchengemeinde und Gesamtkirchengemeinde

Wir bewegen uns mit diesen Stichworten auf der Ebene der Struktur und Organisation. Nun kann man sagen, daß das alles nicht so wichtig ist, weil es in der Kirche um ganz anderes gehen müßte, um Wesentliches. Aber dieser Einwand verkennt, daß hinter Strukturen und Organisationsformen

Entscheidungen, auch theologische Entscheidungen stehen und daß Strukturen und Organisationsformen nichts Natürliches sind, sondern vom Menschen gesetzt und deshalb auch veränderbar, revidierbar, vielleicht sogar reformierbar.

Selbst die Parochie, die als Regel- und Normalfall gleichsam als natürliche Bezugsgröße gesehen wird, verdankt sich der geschichtlichen Entwicklung. Im 19. Jahrhundert, als die Städte sprunghaft anstiegen, da kam die Idee auf, die Christenmenschen in einer Stadt oder in einer Großstadt zu sog. Parochien zusammenzuführen, um den Menschen so etwas wie Beheimatung in der Stadt zu vermitteln. Davor war es keine Seltenheit, daß ein Stadtpfarrer für über 10.000 Seelen zuständig war. Entsprechend locker war der Zusammenhalt, entsprechend gering die Bindekräfte, und viele, die vom Land in die Stadt gezogen waren, verloren ihre Beziehung zur Kirche. Das war damals ganz ähnlich wie heute. Gegen Anonymität und Beziehungslosigkeit stand die Überschaubarkeit einer Parochie mitsamt der Möglichkeit, ein Gemeindeleben zu etablieren. Die Organisation des Gemeindelebens in Analogie zu den Vereinen mit dem Zentrum Gemeindehaus hat in dieser Zeit ihren Ursprung und sollte helfen, entwurzelten und suchenden Menschen einen Zugang zur Kirche verschaffen.

Wenn Sie die Entwicklung der Gemeinden und Kirchen in Ulm anschauen, dann können Sie relativ genau das Wachstum der Stadt mitverfolgen. Die evangelische Kirche in Ulm ist mit den Expansionsbewegungen mitgegangen.

Was damals eine echte Neuerung und missionarischer Aufbruch war, droht heute, die Gemeinden und die Bezirke zu strangulieren. Eine gleichmäßige Ausstattung aller Teilkirchengemeinden auf demselben Standard ist finanziell nicht leistbar. Und wenn – wie die Pfarrplandiskussion im vergangenen Frühjahr und Sommer – gezeigt hat, die Parochie als unverrückbare und fraglos zu akzeptierende Größe innerhalb einer Stadt gesehen wird, dann wird es außerordentlich schwierig. Die Überdehnung, wie sie Gerhard Wegner genannt hat, ist deshalb ein ernstzunehmendes Problem. Wenn, wie Gerhard Wegner sagt, „die Spannkraft der Kirche an vielen Punkten überdehnt worden ist“ und sie ihre Größe nicht wirklich ausfüllen kann, dann ist damit nicht nur eine Finanzfrage angesprochen, sondern vor allem auch eine theologische und geistliche. Revierdenken blockiert an dieser Stelle alles. Wenn man immer nur danach schaut, was die anderen haben und was man selber nicht hat, dann haben wir eine Kultur des Neids und der Mißgunst etabliert, die tausendmal deutlicher spricht als alle Predigt am Sonntag, in der das Gegenteil behauptet wird. „Einander höher zu achten als sich selbst“ – die apostolische Mahnung gilt nicht nur innerhalb der eigenen Parochie, sondern auch für die ganze Kirche und das durchaus auch in ökumenischer Weite.

Wenn wir uns von Konkurrenzen und gegenseitigen Profilierungen anstecken lassen und uns einander so das Leben schwermachen, dann ist das ein deutlicheres Zeugnis unserer inneren Verfaßtheit als alle Rede von einer Kultur des Vertrauens und der Wertschätzung. Wir entwerten uns und unsere Botschaft durch das, wie wir um das Eigene und für das Eigene streiten.

Ich plädiere deshalb für eine genaue Analyse, und zwar auf der Ebene der Gesamtkirchengemeinde, und für einen gemeinsam vorbereiteten und verantworteten Prozeß, in dem die Brennpunkte in dieser Stadt ausgemacht werden, dazu die Orte, an denen Kirche erlebbar ist – und dazu gehören auch die Schuldnerberatung, die Arbeit mit Migranten genauso wie die Freizeit im Ruhetal, dazu gehören das cash career computer Programm für abgestürzte Jugendliche, die Vernetzungsarbeit, die durch Diakoniestation und Demenzprojekt angelaufen ist genauso wie kirchenmusikalische Glanzlichter im Münster, Lichtinstallationen in der Pauluskirche oder Gospelkonzerte in der Martin-Luther-Kirche, dazu gehören auch Besuchsdienstkreise und Hausaufgabenhilfe, Jungscharen und Freizeiten und vieles andere mehr.

Die Fusion von Kirchengemeinden innerhalb des Stadtgebiets von Ulm ist überfällig. Genauso wie ein gemeinsam verantwortetes Gebäudekonzept. Bewußte Schwerpunktsetzungen haben in Ulm bereits stattgefunden. Eine summarische Zuordnung von Gebäuden pro Kirchengemeinde wirkt auf mich konzeptionell wenig überzeugend.

Dabei ist klar: Wir haben die Sünden der Väter und Großväter zu tragen, die der Überzeugung waren, wer baut, bleibt ...

Daß aber nichts bleibt, daß kein Stein auf dem anderen Stein bleiben wird, ist die Haltung, in die uns Jesus eingeübt und eingewiesen hat. Das sollten wir nicht aus dem Auge verlieren, gerade auch dann nicht, wenn es hart und unangenehm wird und Liebgewordenes auf dem Prüfstand steht.

b) Die Balance zwischen Stadt und Land

Ich empfinde das Gefälle zwischen Ulm und den Gemeinden, die um Ulm herum sind, als ausgesprochen krass. Bei den letzten kirchlichen Wahlen – ich erinnere mich nur dunkel -, da waren Wahlbeteiligungen auf den Dörfern zwischen 40 und 60% keine Seltenheit. In Ulm – ich hoffe, ich erinnere mich richtig – hatte die Münsterkirchengemeinde, mein Wohn- und Heimatgemeinde, mit einer der geringsten Wahlbeteiligungen in der Stadt.

Wir sollten das nicht unterschätzen. Die Rolle, die evangelische Kirche in den Gemeinden des Alb-Donau-Kreises spielt, ist mit der städtischen Situation nicht zu vergleichen. Aber bitte verstehen Sie mich nicht falsch: Mir ist in den fünf Jahren, die ich jetzt in Ulm bin und doch relativ viel herumgekommen bin, klar geworden, daß die Arbeit für einen Pfarrer/ für eine Pfarrerin in einer Dorfgemeinde nicht weniger anspruchsvoll ist als in der Stadt. Wir sollten uns deshalb jeden Dünkel, jede Spur der Arroganz der Städter gegenüber den Dörflern verbieten. Und deshalb wünsche ich mir auch an dieser Stelle mehr Durchlässigkeit und mehr Verständnis füreinander und für die jeweiligen Situationen.

Ich komme zum Schluß

5. Von den Rändern her Kirche gestalten.

Wenn alles ganz festgezurr ist, wenn der Haushaltsplan keine Spielräume zuläßt, wenn in das Münster einfach das Geld fließt, wenn die Verhältnisse so sind wie sie sind, dann stellt sich die Frage: Was tun?

Ich habe schon vorhin angedeutet, daß ich eine ideale Kirche, eine ideale Gemeinde für eine Illusion und Schwärmerei halte, die uns auf Irrwege bringt und nicht dazu, unserem Auftrag nachzukommen.

Und deshalb möchte ich meine Ausführungen damit schließen, indem ich darauf hinweise, daß es verlockend sein könnte, die Perspektive zu wechseln und ganz bewußt andere Sichtweisen und andere Standpunkte einzunehmen. Von den Rändern her denken könnte eine andere Haltung in unseren Gemeinden, in unseren Gremien befördern. Wahrnehmen, wie andere uns wahrnehmen, das könnte heilsam sein und uns von neuem dahin führen, wo wir gebraucht werden und wo wir tatsächlich „Kirche für andere“ sein könnten.